

Erkenntnis wirksam, daß Heiligkeit Gnade ist, die unverdienbares Geschenk Gottes bedeutet. Der einfache Mensch will den Heiligen gerne zu etwas Numinosem machen, der suchende Denker neigt dazu, den Heiligen als Produkt seines sittlichen Strebens zu begreifen. Mystifizierung verfehlt aber das wahrhaft Christliche ebenso wie Ethisierung. Die Wahrheit und Wirklichkeit ist größer und reicher und für uns Menschen nicht so leicht zu fassen.

Mögen die angedeuteten Gedanken über die Jungfräulichkeit Mariens zu weiterem Denken und Suchen anregen, damit das christliche Ideal der Jungfräulichkeit wieder in seinem tiefen Sinn besser erkannt und geschätzt werde, zumal in unserer christlichen Mädchenjugend, der Glaube und Sitte unseres Volkes zu treuen Händen zu allen Zeiten und besonders heute übergeben sind. Möge die Jungfrau-Mutter Maria dafür unsere Fürsprecherin sein!

## Laienfrömmigkeit: Heilige Fürsten

Studien zur aszetisch-mystischen Tradition Rußlands V.

Von Iwan von Kologriwof, S. J., Rom

Eine ganz besondere Gruppe in der Hierarchie der russischen Heiligen bilden die heiligen Fürsten. Sie sind unter dem Namen „*blagovernye*“, d. h. die im Guten Getreuen in die Geschichte der russischen Frömmigkeit eingegangen. Man zählt etwa 50 kanonisierte Fürsten und Fürstinnen. Dieser für den Unkundigen zunächst etwas eigenartige Kult geht schon auf die Frühzeit der russischen Kirche zurück. Man erinnere sich der beiden Martyrer Boris und Gleb, die als erste Russen zur Ehre der Altäre erhoben wurden<sup>1</sup>. Zur Zeit der Mongoleneinfälle schwollt dann auf einmal der Strom der Fürstenverehrung mächtig an. Während die monastische Frömmigkeit infolge der Zerstörung der Klöster durch die Tataren eine fast vollständige Verkümmерung erfuhr, war die Heiligkeit der Fürsten sozusagen an der Tagesordnung. Ihr historisches Verdienst war nicht nur ein Verdienst um die nationale Sache, sondern auch ein Verdienst um den christlichen Glauben und die Kirche. Mit dem Ende der Fremdherrschaft, d. h. also gegen Ende des 15. Jahrhunderts, verschwindet der Fürstenkult als besondere Erscheinung wieder aus dem Gesichtskreis der russischen Frömmigkeit.

Dieses eigentümliche Phänomen der russischen Kirchengeschichte stellt uns vor ein Problem, das noch viel schwieriger zu lösen ist, als die Heilsprechung von Boris und Gleb. Schon im Vergleich mit der Gesamtzahl aller heiligen Laien der russischen Orthodoxie ist man erstaunt über den großen Anteil dieser besonderen Heiligengruppe. Mehr als die Hälfte der heiligen Laien gehört dem fürstlichen Stande an. Dabei hat uns die Geschichte für die Mehrzahl dieser Heiligen kaum nennenswerte Spuren hinterlassen. Keine Viten, keine Chroniken, keine volkstümlichen Legenden, nichts als ihre Namen und ihre Reliquien sind uns erhalten. Unter diesen Umständen begreift

<sup>1</sup> Vgl. diese Ztschr. 23 (1950), Heft 2, S. 95 ff.

man, wie wertvoll die wenigen uns überkommenen Lebensbeschreibungen sind. Gestatten sie uns doch ein Urteil darüber, welche Eigenschaften und Handlungen die russische Frömmigkeit mit dem Prädikat des Heiligen belegt hat.

Um die Eigenart der russischen Fürstenheiligkeit herauszuarbeiten, zunächst eine Vorbemerkung: Auch die griechische Kirche kannte und kennt eine Verehrung heiliger Kaiser und Kaiserinnen. Sie erstreckt sich zum größten Teil auf Herrscher, die zur Zeit der allgemeinen Konzilien der Rechtsgläubigkeit im Kampf gegen die Häresien zum Siege verholfen haben. In ihrer Heiligsprechung drückt sich also das Ideal der theokratischen Herrschaft aus. Es wäre falsch, im Fürstenkult der russischen Kirche eine Nachahmung dieses Ideals zu sehen. Der russische Fürst des 10. bis 14. Jahrhunderts kann von seiner sozialen Stellung her nicht auf eine Stufe mit den byzantinischen Kaisern gestellt werden. Seine Macht war einmal durch das Wjetsche (vêce), d. h. die Versammlung der wahrhaft Freien und die Druschina (družina), das Gefolge, zum anderen durch die kirchliche Hierarchie beschränkt. Er verkörpert darum in der Auffassung des Volkes nicht so sehr das Prinzip der Autorität als das des Dienstes. Er ist politischer Repräsentant und häufig auch Oberbefehlshaber eines verhältnismäßig kleinen Gebietes. Es ist bezeichnend, daß die Fürstenheiligkeit längst ihr Ende gefunden hatte, als sich Rußland dem byzantinischen Herrschaftsideal näherte, als nämlich die Moskauer Großfürsten den Cäsarentitel (Zar) annahmen<sup>2</sup>. Nicht ein einziger Zar wurde kanonisiert; ein klares Zeugnis dafür, daß die Heiligsprechung der Fürsten nichts mit der „Vergöttlichung“ der weltlichen Herrschaft zu tun hat. Von einem Gottesgnadentum wußte man zu dieser Zeit noch nichts. Wenn man schon nach einer griechischen Tradition suchen zu müssen glaubt, dann könnte man allenfalls an Eudokimus den Gerechten, einen kleinasiatischen Offizier des 9. Jahrhunderts, denken, dessen Leben auch in Rußland hinreichend bekannt war. Aber diese schwache Parallelität reicht nicht hin, um den russischen Fürstenkult zu erklären. Anders liegt der Fall im außer-russischen Slawentum. Insbesondere in der serbischen Hagiographie findet man eine ähnliche Fürstenverehrung wie in Rußland. Obwohl nun der slawische Einfluß auf die russische Hagiographie noch nicht in allem geklärt ist, so steht dennoch außer Zweifel, daß sich der russische Fürstenkult schon im 11. Jahrhundert herausgebildet hat und sich aus eigenen geistlichen Quellengründen herleitet. — Das römisch-germanische Abendland mit seiner Verehrung heiliger Kaiser und Könige und Fürsten der Feudalzeit kann für unsere Betrachtung nicht herangezogen werden. Im übrigen zeigt hier kein einziges Phänomen eine wirkliche Verwandtschaft mit dem Orient und besonders mit Rußland.

Um zu erfahren, worin das gläubige russische Volk eigentlich das Wesen

<sup>2</sup> Am 16. Januar 1547 fand die feierliche Krönung Iwans IV. des Schrecklichen zum „Zaren und Autokrator von ganz Rußland“ statt. Schon Iwan III. (1462—1505) hatte sich den Zarentitel zugelegt. Der Metropolit Zosima (1491—1494) hatte dazu die geschichtliche und religiöse Begründung geliefert, die sich ihm nach dem Fall Konstantinopels, des zweiten Rom (1553) leicht anbot.

des Heldenstums (podvig) seiner heiligen Fürsten sah, muß man verschiedene Gruppen dieser Fürsten unterscheiden: 1. Die sogenannten „apostelgleichen“ Fürsten, 2. solche, die das Mönchsleben erwählten, 3. Fürsten, die sich durch ihren Dienst für Land und Volk heiligten, 4. endlich die Dulder (strasstopczy), über die wir schon früher ausführlich handelten.

Zu den „apostelgleichen“ Fürsten zählen vor allem die Großfürstin Olga (gest. ca. 970) und ihr Enkel Wladimir (gest. 1015). Ihr hagiographisches Bild spiegelt auf den ersten Blick noch stark den Einfluß Konstantinopels wider. Der Mönch Jakob, der ihr Ruhmeslied sang, vergleicht sie mit Konstantin und dessen Mutter, ja er nennt sie direkt einen „neuen Konstantin“ und eine „neue Helena“ und entlehnt deren Lebensbeschreibungen den Titel „apostelgleich“. Bedenkt man aber, daß Olga selbst bei ihrer Taufe in Konstantinopel den Namen Helena angenommen hatte, so ist dieser Vergleich leicht zu erklären. Im übrigen handelt es sich hier im Grunde um einen naiven Patriotismus des Chronisten, der zeigen wollte, wie sehr Gott die russische Erde liebe, weil sie christliche Fürsten hervorgebracht habe, die dem großen Konstantin und seiner heiligen Mutter würdig an die Seite gestellt werden könnten. Wenn man von diesen und ähnlichen religiösen Redewendungen einmal absieht, entdeckt man in den Lebensbeschreibungen Jakobs das Bild eines Fürsten, der sich wesentlich von einem byzantinischen Herrscher unterscheidet. So beschreibt er z. B. mit äußerstem Realismus die Schwächen und Sünden seiner fürstlichen Heiligen vor ihrer Bekehrung. Ihre Fehler sind diejenigen des russischen Volkes, das noch nicht durch die Taufgnade gereinigt war. Sie sind Menschen von natürlicher Intelligenz, aber grausam und voller Sinnlichkeit. Olga z. B. ließ die Abgesandten der Derewlanen, die ihren Gatten getötet hatten, in einem Dampfbad verbrühen. Weitere 5000, die sie zu einem Fest geladen hatte, ließ sie umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Wladimir führte ein ausschweifendes Leben, „er war seiner Leidenschaft für Frauen erlegen“ (Chronik des Nestor). Was sie zu himmlischen Fürsprechern des russischen Volkes machte, war einzig die Gnade, die sie trotz ihrer Sünden als Erstlingsfrüchte „des neuen christlichen Volkes“ wählte. Olga empfing als erste Russin die hl. Taufe. Inmitten der Versuchungen einer noch heidnischen Umgebung blieb sie standhaft im Glauben und betete Tag und Nacht für ihren Sohn und ihr Volk. Wladimir entließ nach der Taufe seine Konkubinen, verbrannte die Götzenbilder und ermahnte sein Volk, sich im Dnjepr taufen zu lassen. Nicht ihr Verdienst, sondern Gottes Erbarmen mit seinem Volk machte aus ihnen Heilige. „Durch Toren“, sagt Nestor, „wurde der Teufel besiegt“. Aus solchen Worten leuchtet eine charakteristische Seite des russischen Heiligeideal hervor. Wladimir ist „ein reuiger Sünder, den die Gnade geheimnisvoller Weise erwählt hat vor vielen anderen, die gerecht waren und nach Gottes Geboten lebten, aber vom rechten Wege zum ewigen Leben wieder abwichen. Während diese zugrunde gehen, wird jenem verziehen“ (Nestor)<sup>3</sup>.

<sup>3</sup> Hier wird fast schon der gleiche Gedanke ausgesprochen, den man später in „Schuld und Sühne“ von Dostojewskij aus dem Munde Raskolnikofs wiedervernimmt.

Ein anderer eigentümlicher Zug der russischen Frömmigkeit ist die Idee, daß die Gnade der Bekehrung im Leben Olgas und Wladimirs nicht in erster Linie für diese persönlich gedacht war, sondern als ein Geschenk Gottes an das ganze russische Volk aufgefaßt werden müsse. Ihre Heiligkeit ist darum nicht die reife Frucht ihrer persönlichen Aszese. Sie besteht vielmehr in dem Liebesdienst, den sie ihrem Volk erwiesen. Weil Christus, der Herr, das russische Volk liebte, wählte er sie aus und tilgte die Sünden ihres heidnischen Lebens. „Die Russen erinnern sich an sie“, sagt Nestor, „wenn sie an ihre eigene Bekehrung denken“. Sie preisen sie „als Erstlingsfrüchte ihrer eigenen Versöhnung mit Gott und als Fürsprecher bei Gott für das ganze Volk“ (Chronik). In einer solchen Auffassung der Heiligkeit ist also der Heilige nicht nur ein Sünder, den Gottes Barmherzigkeit gerettet hat, sondern einer, den der Herr auserwählte, um einer ganzen Gemeinschaft Liebe zu erweisen. So ist es verständlich, wenn das russische Volk in den neuen Tugenden Olgas und Wladimirs sein eigenes Ideal des vollkommenen evangelischen Lebens erblickte. So z. B. in folgendem Vorfall: Als Wladimir erfuh, „daß es Kranke und Krüppel gab, die nicht an seinen Hof kommen konnten, um Almosen zu empfangen, ließ er Wagen voll mit Lebensmitteln durch die Stadt fahren, und an sie austeilten“. Liebe, Sanftmut und Demut die sich im Verzeihen kundtut, ebenso wie eine aufrichtige Reue, das sind die Haupttugenden Wladimirs. „Wenn Wladimir durch Jähzorn gesündigt hatte, suchte er es durch Reue und Almosen wiedergutzumachen“, sagt die Chronik. Er fragte sich selbst, ob er als Christ die Räuber und Diebe noch strafen dürfe, und nur auf den Entscheid der kirchlichen Hierarchie von Byzanz hin, die sich über solche Skrupel wunderte, entschloß er sich dazu. Auf dem Sterbebett endlich wollte er ganz arm sein. Darum verteilte er seine persönlichen Güter an seine Freunde und an Bedürftige. — Sorge für die Armen, Demut und Sanftmut, bis zur Weigerung, zu strafen, zu verurteilen, zu töten, selbst, wenn es sich um Verbrecher handelte, das sehnstüchtige Verlangen nach Entäußerung von allen Gütern dieser Welt, das sind die Tugenden des heiligen russischen Fürsten, wie sie sich aus dem Stadium der Lebensbeschreibung Wladimirs ergeben.

Von den Fürsten, die das Mönchsleben erwählten, haben wir früher schon Swijatoslaw, genannt Swijatoscha (gest. 1142), erwähnt<sup>4</sup>. Er war Mönch der Laura von Petschersk und Schüler des hl. Theodosius. Außer ihm gibt es aber noch viele Fürstensöhne, die Mönche wurden. Da ist z. B. der junge Andreas Zaozerskij (15. Jahrh.). Er verzichtete auf sein Erbteil, ging in ein Kloster und wählte den Namen Josaphat, in Erinnerung an den Helden der berühmten Legende. Schon nach 5 Jahren strenger Zurückgezogenheit und eines hohen Gebetslebens starb er. Es war im Jahre 1453. Dieser russische Aloisius von Gonzaga, dessen Leben in mancher Hinsicht wirklich bemerkenswert ist, erreichte trotz seiner Jugend einen hohen Grad der Mystik. — Zur Gruppe der fürstlichen Mönche muß man auch alle heiligen Fürstinnen zählen, die Klostergründerinnen waren. — Abgesehen von der Tatsache, daß auch der fürstliche Stand sich zum Mönchsleben hingezogen fühlte, können

<sup>4</sup> Diese Ztschr. Oktober 1950, S. 367.

wir von den Vertretern dieser Gruppe aber nicht viel für den spezifischen Charakter der Fürstenheiligkeit lernen. Denn ihr Leben ist in erster Linie ein Weg persönlicher Heiligkeit. Ihre Verehrung unterscheidet sich darum nicht von der Verehrung, die den „christusgleichen“<sup>5</sup> Mönchen überhaupt gezollt wurde.

Bevor wir zur dritten Gruppe heiliger Fürsten übergehen, muß zuvor noch von der in der russischen hagiographischen Literatur geradezu einzigartigen und berühmten „Ermahnung“ des Fürsten Wladimir Monomach (1053—1125) an seine Kinder die Rede sein. Wladimir war der Enkel Jaroslaws des Weisen und Urenkel des hl. Wladimir. Er folgte seinem Vater als Großfürst von Kiew und verbrachte den größten Teil seines Lebens auf Kriegszügen gegen alle möglichen Feinde. Monomach war kein Heiliger, aber gebildet, von untadeligem Charakter und sehr fromm. Sein Aufstieg war ebenso gewaltig wie seine Beliebtheit außergewöhnlich, selbst noch nach seinem Tode. Auf einem seiner Streifzüge schrieb er für seine Kinder eine „Ermahnung“ auf, die mit seinem Namen verknüpft blieb und uns das Idealbild eines russischen Fürsten entwirft, wie es von einem der besten Repräsentanten seines Volkes gesehen wurde. Folgendes sind die kennzeichnendsten Stellen dieses bedeutenden Schriftstückes:

„Hört mich an, und wenn ihr meine Ratschläge nicht alle annehmen wollt, nehmt wenigstens die Hälfte davon an. Vergeßt nie, euch abends, wenn eben möglich, auf den Boden niederzuwerfen ... denn im nächtlichen Gebet wird der Mensch Sieger über den Teufel und macht er die Sünden des Tages wieder gut ... Vor allem aber vergeßt nicht die Armen, nährt sie, so viel eure Mittel es zulassen, gebet den Waisen, schützt das Recht der Witwe und laßt nicht zu, daß die Mächtigen ihre Mitmenschen bedrücken. Tötet niemand, auch nicht den Verbrecher ... wir alle müssen einmal sterben ... Heute leben wir noch und morgen liegen wir schon im Grab. Alles Irdische ist ein Geschenk Gottes. Es gehört nicht uns, sondern Ihm. Er hat es uns nur für kurze Zeit anvertraut. Seid nicht nachlässig in eurem Hauswesen. Seht überall selbst nach dem Rechten. Verlaßt euch weder auf eure Aufseher noch auf eure Diener, damit sich die Gäste, die euch besuchen, nicht über euer Hauswesen oder über das Mahl, das ihr ihnen bereitet, aufhalten. Seid im Krieg nicht lässig, vertraut nicht euren Offizieren. Gebt euch weder dem Trunke noch Eßgelagen noch unmäßigem Schlaf hin. Hütet euch vor der Lüge, vor Völlerei und Ausschweifung. Durch all das gehen Leib und Seele zugrunde. Wo immer ihr auf euren Streifzügen durch eure Besitzungen kommt, da laßt nicht zu, daß von eurem Gefolge oder dem eines anderen in den Dörfern und auf den Feldern irgend ein Schaden angerichtet wird, damit man euch nicht flucht. Wo immer ihr hinkommt oder Rast macht, gebt dem Bettler zu essen und zu trinken. Ehrt vor allem den Fremden, woher er auch komme, ob er ein Bote ist oder nicht, ob vornehm oder arm. Wenn ihr ihm keine Geschenke machen könnt, bietet ihm wenigstens zu essen und zu trinken an. Geht an niemandem vorüber, ohne ihn zu grüßen und ihm ein

<sup>5</sup> Vgl. diese Ztschr. Juni 1950, S. 197 und Anm. 2.

gutes Wort zu sagen. Liebet alle Frauen, aber laßt sie keine Macht über euch gewinnen. Über alles aber sollt ihr Gottesfurcht haben. Vergeßt nicht, was ihr Gutes wißt, und was ihr nicht wißt, sucht zu erlernen. Mein Vater (der Fürst Wsevolod) sprach 5 Sprachen, obwohl er nie aus dem Lande ging. Das verschafft einem Menschen Ehre in fremden Ländern. Die Trägheit hingegen ist die Mutter aller Fehler. Der Träger vergißt bald, was er weiß, und was er nicht weiß, lernt er nicht dazu. Im Gutestun soll man nichts übersehen, vor allem nicht die Belange der Kirche. Die Sonne soll euch nicht auf eurem Schlaflager finden. So machte es mein seliger Vater, so machen es alle rechtschaffenen Menschen. Macht euch beim Lesen dieses Schreibens brauchbar für alle guten Werke. Fürchtet nicht den Tod, meine Kinder, weder auf Kriegszügen noch auf der Jagd, aber vollbringt ein männliches Werk nach dem Willen Gottes. Kommt aber der Tod von Gott, so können ihn weder Vater noch Mutter noch Geschwister aufhalten. Muß man sich selbst schützen, so ist Gottes Schutz der allerbeste“.

Da alle Fürsten, die als solche, d. h. als Oberhaupt und noch mehr als Diener Gottes und ihres Landes heiliggesprochen wurden, später als Wladimir Monomach gelebt haben, darf man wohl annehmen, daß sie alle in seiner „Ermahnung“ ihr Ideal sahen. Man findet jedenfalls bald nach ihrer Abfassung Bruchstücke von ihr in den Chroniken dieser Zeit, die uns vom Leben heiliger Fürsten berichten. Das Bild dieser Fürsten hat nichts Düsteres, nichts Aszettisches an sich. Es ist von den Chronisten ganz hell, ganz warm und in leuchtenden Farben gemalt. Diese Fürsten sind wahrhaft Vorbilder der Laienheiligkeit, ja man könnte fast sagen, einer welthaften Heiligkeit.

Eines der anziehendsten Fürstenbilder, das zugleich als Prototyp für alle anderen gelten kann, ist dasjenige des Fürsten Wasilko. Er wurde im Jahre 1238 von den Tataren umgebracht, weil er sich ihnen nicht unterwerfen wollte und weil er sich geweigert hatte, an ihrem Mahl teilzunehmen. Eine alte Chronik sagt von ihm: „Er war schön von Aussehen. Seine Augen leuchteten und sein Blick war durchdringend. Er war überaus mutig und immer fröhlichen Herzens. Jeder, der ihm diente und an seinem Tische aß und trank, wurde von ihm geliebt, ob er nun fürstlichen Standes war oder nicht. Er war vor allem auch von großer Liebe zu seinen Knechten und Leibeigenen erfüllt. Tapferkeit und Klugheit waren bei ihm harmonisch gepaart, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit gesellten sich hinzu.“ Schönheit des Leibes und des Geistes, Lauterkeit des Blickes und Reinheit der Seele kennzeichnen auch hier wieder das Bild des heiligen Fürsten. Seine Tugenden haben weder etwas Unmenschliches noch etwas Übermenschliches an sich. Was man an ihm rühmt, ist die Freigebigkeit gegen die Armen und gegen die Kirche, seine Treue und Freundschaft den Waffengefährten gegenüber, die sich in Zeugnissen der Liebe verschwendet, seine Güte weit mehr als seine Gerechtigkeit. Kurz, es sind dieselben Züge, die sich in der „Ermahnung“ Wladimir Monomachs finden. Aber bei all dem überschreitet der heilige Fürst nirgends das religiöse Niveau eines guten Christen. Was ihn der Verehrung und des Kultes würdig macht, ist der Dienst an den Brüdern, am Vaterland, der meist in der Hingabe des

Lebens gipfelt. Mit anderen Worten: die russische Frömmigkeit hat als heilige Fürsten diejenigen angesehen, die das Wort Christi zu verwirklichen trachteten: „Eine größere Liebe hat niemand, als derjenige, der sein Leben hingibt für seine Freunde“ (Joh 15, 13). Gelegenheit zum selbstlosen Dienst am Vaterland gab vor allem der Widerstand gegen die eindringenden Mongolen. Darum konnte sich auch gerade zur Zeit der Tatarenherrschaft der Typ des heiligen Fürsten so wunderbar reich entfalten. Und mit Recht erscheint er gerade in dieser Epoche als „Verteidiger des Volkes“ und als „Kämpfer für die russische Erde.“

Zu diesen Nationalhelden der russischen Christenheit zählen außer Wasilko vor allem noch Michael Jaroslawitsch von Twer (gest. 1318) und Alexander Newskij (gest. 1263). Die Vita des ersten gehört mit zu den schönsten, die wir besitzen. Hier wird in packender Weise ein Idealbild des herrscherlichen Dienstes entworfen, wie es die russische Frömmigkeit in einem Heiligen verwirklicht wissen wollte.

Fürst Michael von Twer war das Opfer einer politischen Intrige, die von seinem Neffen und Rivalen Jurij (Georg) von Moskau gesponnen worden war. Seine Lebensbeschreibung betont seine persönliche Selbstlosigkeit und seine Demut in diesem Streit. Bei all seinen Handlungen, im Krieg wie im Frieden, ließ er sich einzig vom Wohl seines Volkes leiten. Als Jurij sich mit dem Chan der Tataren verbündete, überließ er ihm das Großfürstentum Moskau, dessen gesetzlicher Erbe er war. Wie sehr er den Frieden liebte, zeigt die Tatsache, daß er stets nur die Gefolgschaft von Twer um sich hatte. Als sich Jurij und seine Verbündeten aber auch der Stadt Twer zu bemächtigen suchten, leistete er ihnen auf den Rat seines Bischofs hin bewaffneten Widerstand. Er blieb Sieger, verzichtete aber seinen Feinden. Da er trotzdem mit dem Zorn des Chan rechnete, entschloß er sich, ihn selbst aufzusuchen, um den Streit mit seinem Neffen vor sein Gericht zu bringen. Wohl sah er sein Verderben voraus, aber er wollte den Einbruch der Tataren von seinem Lande abwenden und bot sich darum dem Zorn des Chans zum Opfer an. Während des ganzen Weges fastete und betete er und jeden Sonntag empfing er die heilige Kommunion. Als er im Lager der Tataren angekommen war, warf man ihn ins Gefängnis und legte ihn in Ketten. Wachend, betend und psalmodierend verbrachte er die Nächte, zur Vorbereitung auf den Tod. Tagsüber fand er noch die Kraft, seine Freunde durch ein leuchtendes und heiteres Angesicht zu trösten. Eine der größten Verdemütingen, die er zu erdulden hatte, war es, mit einem Holzjoch um den Nacken vor den Tatarenhäuptlingen niederzuknien. Die auf dem Platz versammelten Horden machten sich über ihn lustig. „Seine Augen waren voller Tränen“, so daß er hätte fortlaufen mögen. Dem Rat seiner Freunde, die Flucht zu ergreifen, gab er nicht nach. „Gott wolle verhüten, daß ich an so etwas denke“, sagte er. „Welches Gericht würde mich droben erwarten, wenn ich mich allein retten wollte und das Volk dem Untergang preisgabe!“

Als der Fürst sein Ende nahe fühlte, bat er um die heilige Kommunion. Es war am 22. November 1318. Er feierte das heilige Opfer mit und betete

dabei selbst mit Tränen in den Augen die Gebete zur Vorbereitung auf die heilige Kommunion, sagte sein Geschichtsschreiber. Nach der Feier ließ er seinen zwölfjährigen Sohn kommen und sprach mit ihm von seiner Mutter und seinen übrigen Geschwistern. Er trug ihm Abschiedsgrüße an die Seinen auf und teilte unter ihnen sein Erbe. „Meine Seele ist betrübt bis zum Tode“, wiederholte er immer wieder. Dann nahm er den Psalter, öffnete ihn und stieß auf den 55. Psalm. Er begann ihn zu rezitieren, wandte sich an die umstehenden Priester und fragte sie: „Was kündet mir dieser Psalm?“ Um ihn nicht noch mehr aufzuwühlen, schlug einer der Priester die Seite um und wies ihn auf die Worte hin: „Wirf auf den Herrn deine Sorge und Er wird dich erhalten. In Ewigkeit läßt er nicht zu, daß der Gerechte wankt“ (Ps 54 (55)). Als dann der Fürst gerade sein Gebet beendet hatte, kam einer seiner Diener ganz aufgereggt herbeigelaufen. „Mein Fürst“, schrie er, „mein Fürst, dort kommen die Schergen des Chan. Fürst Jurij ist bei ihnen und eine große Menge Leute“. Michael erhob sich. „Ich weiß, sie kommen mich zu töten“, sagte er, und nachdem er schnell noch seinen kleinen Sohn an die Frau des Chan geschickt hatte, begab er sich wieder ins Gebet. In diesem Augenblick stürzten sich die Mörder in sein Zelt. Sie warfen sich auf ihn, zerrten an dem Joch, das er im Nacken trug, und schleuderten ihn mit Wucht gegen die Zeltwand, so daß sie zerriß. Dann traten sie den Sterbenden mit Füßen und stampften seinen Kopf gegen die Erde. Endlich ergriff ein Russe mit Namen Romanetz — vielleicht ein Moskoviter — ein großes Messer, stieß es ihm in die Rippen und riß ihm das Herz heraus. Als der Chan und Jurij das Zelt betraten, war alles schon zu Ende. Das Zelt war ausgeplündert, nur der nackte und blutüberströmte Leib Michaels lag auf dem Boden. Bei diesem Anblick konnte der Chan ein Zeichen des Abscheus und der Wut nicht zurückhalten. „Ist das nicht dein Ahnherr? War er nicht wie ein Vater zu dir?“, schrie er Jurij an. Dieser wagte nichts zu antworten, sondern winkte nur den Umstehenden, den Leichnam seines Onkels zu bedecken. Später wurde die Leiche dann nach Moskau und von da nach Twer gebracht, wo man ihn noch nach Jahren „unversehrt“ fand.

Vergleicht man diesen Bericht mit dem vom Sterben der beiden Dulderprinzen Boris und Gleb, so fällt die genaue, bis ins Einzelne gehende Schilderung auf. Zudem ist das Motiv des Opfers in beiden Fällen verschieden. Bei Michael ist die Liebe zum Volk, die Bereitschaft, „das Leben für seine Feinde dahinzugeben“, vorherrschend und ausschlaggebend, nicht die Weltverachtung oder die Sehnsucht nach Verähnlichung mit dem leidenden Herrn. — Dieselbe Idee der Hingabe des Lebens für das christliche Volk und für das Vaterland (was ein und dasselbe ist) als Titel für die Glorie des Himmels findet man in dem Bericht vom Aufbruch zum Kriege des Mstislav Rostislawitsch von Nowgorod (gest. 1179). „Brüder“, sagte er zu seinen Gefährten, „habt keine Sorge. Wenn wir für Christen sterben, werden wir von unseren Sünden gereinigt, und Gott wird unser Blut als Martyrerblut ansehen“. Man würde sehr irren in der Annahme, diese „Kämpfer für die russische Erde“ wären um ihres politischen Erfolges willen heiliggesprochen wor-

den. Der Fall Michaels von Twer beweist das Gegenteil, und er ist nicht der einzige seiner Art. Viele heilige Fürsten scheiterten, menschlich gesprochen, wie er. Sie verloren Land und Leben. Dabei ist es interessant, daß die russische Frömmigkeit keineswegs den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen als solchen verherrlicht hat<sup>6</sup>. Es gibt Lebensbeschreibungen, die ganz eindeutig günstig für die Tataren sind. Wenn man die alten Quellen genau studiert, spürt man immer wieder, daß das christliche russische Volk in seinen Fürsten den Geist der Liebe und des Opfers, die Gesinnung des Dienens bewundert hat. Man verehrte die Fürsten nicht, weil sie mit den Heiden Krieg geführt hatten, sondern weil sie immer und überall bereit waren, ihr Leben für das Wohl ihres Landes und ihrer Untertanen hinzugeben.

Unter den „Kämpfern für die russische Erde“ gebührt nach dem übereinstimmenden Urteil aller dem Fürsten Alexander Newskij (1220—1263) der erste Platz. Er kämpfte nicht gegen die Tataren, denen gegenüber er vielmehr eine versöhnliche Politik betrieb, sondern gegen die Schweden (1240) und die Deutschordensritter (1242). Seine Lebensbeschreibung, die aus dem 13. Jahrhundert stammt und im 14. Jahrhundert eine Überarbeitung erfuhr, stellt ein buntes Gewebe von echten religiösen und heroisierend-legendären Zügen dar. Alexander wird hier als der Typ des vollkommenen christlichen Ritters gezeichnet: schön von Gestalt, tapfer, die Hilfe Gottes vor dem Kampf erflehdend, ausgerüstet mit übernatürlichen Kräften. So erzählt z. B. die Legende, am Vorabend der Schlacht gegen die Schweden sei ein Boot mit geheimnisvollen, schemenhaften Gestalten die Newa heruntergekommen. Es seien die beiden Fürstensöhne Boris und Gleb gewesen, umgeben von himmlischen Ruderern, die ihrem „Bruder“ Alexander hätten zu Hilfe kommen wollen. — Eine andere Geschichte wird von seinem Begräbnis erzählt. Als der Metropolit nach dem Brauch der orientalischen Kirche dem Verstorbenen das Absolutionsgebet zwischen die Finger legen wollte, habe der Fürst die Hand geöffnet und das Blatt, auf dem das Gebet geschrieben stand, selbst ergriffen. Der Chronist schließt mit Worten, die den Geist der Makkabäerbücher atmen und sehr gut den mit der russischen Frömmigkeit eng verbundenen Gedanken der Hingabe „für die Brüder und die Heimaterde“ zum Ausdruck bringen: „Gott hat seinen gerechten Diener darum verherrlicht, weil er viel für Rußland getan hat, für Nowgorod, für Pskow und für die ganze russische Erde, und weil er sein Leben für die rechtgläubige Christenheit dahingab.“

Wenn die russische Frömmigkeit den Dienst für das Vaterland so hoch schätzt, dann ist es nicht verwunderlich, daß der christliche Nationalgedanke in den Viten der heiligen Fürsten oft auch in künstlicher Weise zum Ausdruck kommt. Der Gedanke war ja zu vielschichtig, um einfach mit dem christlichen Glauben zu einer Einheit verschmelzen zu können. Man kannte ihn weder in der altkirchlichen Überlieferung noch in Byzanz. Denn das byzantinische Kaiserthum war als Fortsetzung des römischen Kaiserthums auf ein Universalreich ausgerichtet. In einer solchen Auffassung konnte aber die Idee der besonderen nationalen Berufung eines einzelnen Volkes nicht aufkommen. Zum

<sup>6</sup> Im Gegensatz zur Auffassung des christlichen Abendlandes.

ersten Mal finden wir diesen Gedanken in Nestors Heiligenviten, vor allem in der Vorrede zu seiner Lebensbeschreibung der heiligen Boris und Gleb. Dort stellt Nestor eine umfassende Geschichtstabelle auf, zurückgehend bis auf Christus. Darin vergleicht er das russische Volk mit dem „Arbeiter der letzten Stunde“, der vom Herrn für denselben Lohn an die Seite der anderen Arbeiter in seinem Weinberg gerufen wird<sup>7</sup>.

In den späteren Lebensbeschreibungen heiliger Fürsten wird das christliche Nationalbewußtsein noch reicher und schöner entfaltet. Man braucht nicht ohne weiteres anzunehmen, damit sei der nackte Patriotismus kanonisiert und als heilige Sache erklärt worden. Das trifft in jenen Fällen nicht zu, in denen sich das Nationalbewußtsein nicht als exklusiv gab oder sich in der Liebe und im Opfer kundtat, wenn es also, konkret gesprochen, die Gelegenheiten anzeigen, das Gebot der christlichen Nächstenliebe in die Tat umzusetzen. Wo das der Fall ist, erhält es seinen Platz unter jenen christlichen Tugenden, die zur Heiligkeit führen. Was wäre wohl angebrachter und schöner. Johannes Chrysostomus wollte nichts anderes sagen, als er über die Helden-taten der Makkabäer folgendes schreibt: „Nicht bloß für ihre Frauen und Kinder kämpften sie im Grunde, oder um eine Niederlage des Volkes abzuwehren und der Gefangenschaft zu entgehen, sondern für das Gesetz. Gott selbst war ihr Kriegsherr. Wenn sie daher den Kampf leiteten und ihr Leben einsetzen, schlugen sie ihre Gegner, nicht im Vertrauen auf ihre Waffen, sondern weil sie statt aller Waffen den Grund ihres Kampfes für genügend ansahen. Wenn sie in den Krieg zogen, so brüsteten sie sich nicht mit hochtrabenden Redensarten; sie stimmten kein Siegesgeschrei an, wie man es sonst zuweilen tut; sie holten nicht die Flötenspieler herbei, wie es sonst in den Lagern üblich ist. Sie riefen vielmehr die Hilfe des Allerhöchsten an, damit Er bei ihnen sei und seine Hilfe gewähre um dessentwillen sie in den Kampf zogen, für dessen Ehre sie kämpften“<sup>8</sup>.

Unter den Fürsten, die während der Tatareneinfälle heiliggesprochen wurden, gibt es endlich noch eine Gruppe, die beim Volke sehr beliebt war. Dazu gehören unter anderem Roman Rjasany, Wasilko, Jurij Vsevolodowitsch von Wladimir und vor allem Michael von Tschernigof. Sie alle verbanden mit dem Mut des Kriegers das Martyrium für den Glauben. Wir brauchen uns aber hier nicht weiter mit ihnen beschäftigen. Denn sie wurden als Martyrer kanonisiert und bieten darum nichts Besonderes für das Studium der russischen Spiritualität.

Nach dem Zurückfluten der Tataren und der Aufrichtung des moskavitischen Reiches im 14. Jahrhundert verschwand die Fürstenheiligkeit allmählich als geschichtliche Erscheinung und machte anderen Formen der Laienheiligkeit Platz.

<sup>7</sup> Ein ähnliches christliches Nationalbewußtsein finden wir auch bei den christlichen Franken des Frühmittelalters. Dennoch welch ein Unterschied. Mit welchem Stolz haben sich diese für das erste Volk Gottes gehalten und ihre Ahnen über die Römer und Griechen auf die Trojaner zurückgeführt.

<sup>8</sup> Ex tractatu S. Johannis Chrysostomi super psalmum 43. Mignae PG 55, col 167/68.